

ibrahim

VOM HASS ZUR LIEBE



VERFASST VON PAUL VERAGUTH

ibrahim

VOM HASS ZUR LIEBE

VERFASST VON PAUL VERAGUTH



Zum Buch

Während sechs Treffen erfolgten die Interviews mit Ibrahim in Israel. Diese wurden simultan ins Deutsche übersetzt und aufgezeichnet. Dann folgte das Ghostwriting durch Paul Veraguth, der das Buchmanuskript verfasste. Dieses wurde vom Übersetzer und von Ibrahim eingesehen und korrigiert. Den Schluss bildete das Lektorieren durch Max Zürcher. Zum Schutz der erwähnten Personen werden andere Namen zur Verschleierung ihrer Identität verwendet.

Ibrahim liegt es sehr am Herzen allen Mitwirkenden zu danken. Er wünscht sich, dass sein Lebenszeugnis in Arabisch herausgebracht wird.

Anmerkung des Verlags

Spenden an den echad Verlag mit dem Vermerk „Ibrahim“ werden für die Übersetzung ins Arabische und ins Hebräische verwendet.

© 2018 echad – Verlag GmbH, Heitern 93, CH 3125 Toffen

Tel. +41 (0)31 819 49 35

www.echad.ch

info@echad.ch

1. Auflage: Oktober 2018

ISBN 978-3-905518-22-1

Verfasser: Paul Veraguth, Wattenwil

Lektorat: Max Zürcher, Köniz

Umschlag und Satz: FirstMedia Schweiz AG, www.firstmedia.swiss

Titelbild: Adobe Stock

Druck: CPI books GmbH, Leck, www.cpibooks.de

Die Bibelzitate sind eigens vom Autor übersetzt
oder folgen Elberfelder 2008 bzw. Luther 1984.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen oder elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung bleiben vorbehalten.

Inhalt

| | | |
|-----------------|--|-----|
| | <i>Vorwort</i> | 7 |
| Teil I | Meine Geschichte | |
| | Vom ungeliebten Kind zum Strassenjungen | 9 |
| | Ich begegne der Wahrheit | 21 |
| | Ein Bein im Himmel, eins in der Hölle | 29 |
| | Kämpfer an einer neuen Front | 35 |
| | Meine Frau Maryam | 41 |
| | Ich tue endlich Buße | 49 |
| | Bekanntschaft mit dem Heiligen Geist | 55 |
| | Mein Familienleben: Araber unter Arabern | 59 |
| | Maryams letzte Tage | 67 |
| Teil II | Versöhnte Gemeinde | |
| | Die Gemeinde wird meine Berufung | 73 |
| | Unterwegs mit der großen Vision | 83 |
| | Meine Liebe zu den Glaubensgeschwistern | 95 |
| Teil III | Die Muslime und der Islam | |
| | Meine muslimischen Brüder | 103 |
| | Eine Münze mit zwei Seiten | 109 |
| | <i>Nachwort</i> | 113 |

Vorwort

Anfang der Siebzigerjahre sind wir Ibrahim zum ersten Mal begegnet. Damals lebten wir in einem arabischen Dorf, das bei den Arabern Al-Eizariya heißt. Es ist eigentlich derselbe Ort, von dem wir im Neuen Testament im Kapitel 11 des Johannesevangeliums lesen, dort heißt der Ort Bethanien. Wir lernten damals einen jungen Mann kennen, einen Araber, der gerade zum Glauben an Jesus gekommen war. Er hatte jetzt erkannt, dass der Islam eine falsche Religion und dass wahrhaftig Jesus der Erlöser und der Messias sei. Seine ganze Sicht, wie der Islam das jüdische Volk sieht, war völlig verändert und er begann die Juden mit ganz anderen Augen zu sehen. Am Anfang seines Weges blieb noch viel vom islamischen «heißen Blut» in ihm zurück. Wir haben aber erlebt, wie über die Jahre, Schritt für Schritt, der Heilige Geist ganz tief in ihm gewirkt hat, um ihn von allem zu befreien und zu reinigen, was mit dem Islam verbunden war. Er hat einen gewaltigen Übergang gemacht von Ismael zu Isaak – das will heißen, dass Jesus ihn zu einem völlig neuen Menschen gemacht hat. Sein Leben ist ein gewaltiges Zeugnis und Beispiel dafür, was Verwandlung bedeutet. Sein Leben bezeugt auch, was geschieht, wenn Gott einen Menschen fest in seiner Hand hält. Der Mensch wird in seinem ganzen Wesen erneuert, ganz besonders in seinem Denken und in seinem Herzen. Er wird verwandelt und kommt wieder dahin, wie Gott sich ihn gedacht hat ganz am Anfang, als er den Menschen in seinem Bilde schuf. Ibrahim ist wirklich eine neue Schöpfung in Christus Jesus, und er ist ein wahrer und treuer Jünger Jesu und unser treuer Freund und geistlicher Sohn.

Boaz Ben Chilkiyah

Teil I Meine Geschichte

Vom ungeliebten Kind zum Strassenjungen

Geboren zwischen großen Schicksalsschlägen

Mein Vater lebte mit seiner Familie in der Umgebung von Bethlehem. In den Jahren vor Israels Staatsgründung arbeiteten praktisch alle Araber in der Landwirtschaft; die schwere Saisonarbeit garantierte ihnen zumindest das Überleben in einfachsten Verhältnissen. Die Armut zwang sie zu einer Art von Tauschwirtschaft. Für Eier gab es zum Beispiel Korn. Meinem Vater war es unter solchen Umständen natürlich nicht möglich, eine solide Ausbildung zu erhalten. Selbst die Schule hatte er nur für vier oder fünf Jahre besucht, mit ein paar wenigen anderen aus dem Dorf. Dieser Unterricht reichte gerade, um lesen und schreiben zu lernen.

Die erste Frau gebar meinem Vater drei Töchter. Meine Halbschwestern waren zwischen neun und vierzehn Jahren alt, als das Schicksal zuschlug: Ihre Mutter starb in der Blüte ihres Lebens. In den kommenden Monaten und Jahren hätten ihre Kinder sie besonders gebraucht. Denn es war genau die Zeit von 1947/48, als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach.

Die Araber verloren diesen Krieg. Als Folge davon musste auch meine Familie den Ort verlassen. Die Juden montierten auf Autos Lautsprecher und fuhren damit in die Dörfer. Durch Mark und Bein ging den Einwohnern der laute Befehl auf Arabisch, die Häuser zu räumen und abzuziehen. Die Dörfer, so die Drohung, würden später von Flugzeugen aus bombardiert. Alle unsere Familien verließen Hebron und Bethlehem. Für viele Tausende richtete die UNO zwischen den beiden Städten fünf Flüchtlingslager ein. Dort lebten wir nun in Zelten, da wir sonst nirgendwohin gehen konnten.

Meine älteste Halbschwester war gerade vierzehn Jahre alt. Das hieß:

Die Zeit war für sie gekommen, verheiratet zu werden. Nach muslimischem Recht gibt es eine einfache Regel, die auf einen Tausch hinausläuft: Ein Vater gibt seine Tochter einem andern und erhält dafür dessen Tochter. Mein Vater gab seine Tochter dem Bruder seiner neuen Frau zur Braut. Heute ist dies nicht mehr überall der Brauch, aber damals war dieser Tauschhandel bei uns gang und gäbe: Die beteiligten Väter mussten beide einen Bräutigam bestimmen. Nach islamischem Recht genügte es für einen Vater übrigens, jemanden zweimal zu sehen, um ihm dann seine Tochter zur Frau zu geben. Die bittere Armut hat diese Regelung hervorgebracht, auf dem religiösen Hintergrund des Islam und dessen Auffassung von der Ehe. Heute betonen manche Muslime, dieser Tauschhandel mit Töchtern stamme gar nicht aus dem ursprünglichen Islam, sondern aus einer späteren Tradition.

In unserer Gegend war es ein Scheich, der auf diese Weise seine eigene Tochter verheiratete. Nach demselben Muster arrangierte er dann für viele Familien die Ehen. Dieser Scheich lebte natürlich standesgemäß nicht in einem der Lager, sondern in Bethlehem. Er legte den Tausch zwischen den Familien fest. Die Mädchen hatten nichts zu ihrer Verheiratung zu sagen. Der Scheich bestimmte, wer zu wem gehörte. Heute kommen solche Geschichten nur noch gelegentlich vor. Die Mädchen können beim Thema ihrer künftigen Ehe mitreden. Doch mein Vater stand damals unter enormem Druck: Ohne über genügend Geldmittel zu verfügen, sah er sich in Anbetracht der drei minderjährigen Töchter gezwungen, wieder zu heiraten. Seine zweite Frau wurde meine Mutter. Für den Vater ergab sich aber noch eine zweite große Veränderung: Die UNO bot ihm glücklicherweise eine Arbeitsstelle an. Von nun an war er für die Sauberkeit in unserem Lager verantwortlich. Wie alle anderen lebten wir in einem einfachen Zelt.

Eine Mutter für drei Monate

Meine Mutter war vierzehn Jahre jung, als sie verheiratet wurde; eigentlich war sie noch ein Mädchen. Die Ehe dauerte nur wenige

Monate. Doch nicht etwa der Altersunterschied war für das Scheitern der Ehe ausschlaggebend, wie man meinen könnte. Die Ehe wurde aufgelöst, weil Streit zwischen den beiden verwandten Familien ausbrach. Mein Vater hatte ja seine älteste Tochter aus erster Ehe für meine Mutter in zweiter Ehe ausgetauscht. Er gab seine Tochter wie erwähnt seinem neuen Schwager zur Frau. Doch die Ehe des Schwagers wurde geschieden. Die Eltern meiner Mutter gaben dafür meiner Halbschwester die Schuld und wollten mit der Sippe meines Vaters nichts mehr zu tun haben. Deshalb verlangten sie, dass sich im Gegenzug meine Mutter von meinem Vater scheiden ließ. Das tönt alles ein bisschen kompliziert, weil die zwei Familien auf beide Seiten herum verschwägert waren; aber so war es eben in unserer Kultur.

Die Lage wurde aber noch komplizierter, denn ... meine Mutter war bereits mit mir schwanger. Irgendeinmal stellten die Eltern meiner Mutter diese Schwangerschaft fest. Eine geschiedene schwangere Tochter – das war nicht eine ehrenvolle Sache für die Verwandten meiner Mutter. Dazu kam, dass sie die Familie meines Vaters verpönten und ein Kind von ihm keineswegs wünschten. Unsere Armut brachte zusätzlich große Herausforderungen, denn wie hätten wir Alimente zahlen können? Darum wollten sie dieses Kind, mich also, frühzeitig aus der Welt schaffen – noch bevor es Probleme gab. Dazu boten sich verschiedene unauffällige Methoden an: Die werdende Mutter musste zum Beispiel so oft als möglich auf einen Tisch steigen und von dort herunterspringen. Oder man ließ sie Säcke von 50 bis 60 Kilo auf dem Rücken umhertragen. Solches tat sie denn auch, jedoch führte es alles nicht zum gewünschten Ziel.

Schließlich brachten sie ihre Tochter zu einem Arzt; der sollte die Abtreibung vornehmen. Doch er sagte ihnen, dies sei nicht erlaubt. Allerdings ließ er sich erweichen und gab der Schwangeren Medikamente zur Tötung des Ungeborenen. Von alledem hatte mein Vater anfänglich nichts gewusst. Aber jetzt fand auch er heraus, dass mei-

ne Mutter, seine Ex-Frau also, guter Hoffnung war. Ganz im Gegensatz zu seinen früheren Schwiegereltern entschied er sich für dieses Kind. Nach vielem Hin und Her kam ich schließlich mit Namen Ibrahim gesund zur Welt. Ich durfte nur drei Monate bei meiner Mutter bleiben. Anschließend kam ich zu den Eltern meines Vaters. Die oben erwähnte Halbschwester, welche die Scheidung von meinem Onkel hinter sich hatte, half ihnen, auf mich aufzupassen. Ich weiß, das ist alles recht verworren und verwirrend.

Der Stiefmutter ausgeliefert

Unsere Wohnsituation verbesserte sich bald: Zwei bis drei Jahre nach der Vertreibung aus unseren angestammten Dörfern baute die UNO für uns Mehrfamilienhäuser. Es handelte sich um einfache, um nicht zu sagen: primitive Blockbauten. Jede Familie bekam in einem solchen Haus einen Raum von vier auf vier Metern. So wuchs ich mit dem Vater und zwei meiner Halbschwestern auf. Denn die dritte Halbschwester wurde ausgetauscht. Ein Elternpaar nahm sie zu sich, um sie umgehend zu verheiraten. Im Gegenzug erhielt mein Vater die Tochter der Schwiegereltern meiner Halbschwester, um sie innerhalb unserer eigenen Sippe zu verheiraten. Obwohl mein Vater nicht mehr so viel Verantwortung für seine Töchter zu tragen hatte, heiratete er ein drittes Mal. Denn ich sollte ja eine Mutter haben. Seine finanzielle Situation blieb stabil. Er durfte bei der UNO weiterarbeiten, bis er mit 75 Jahren starb. Das ist jetzt über zwanzig Jahre her. Das gesicherte Einkommen war bitter nötig, denn seiner dritten Ehe entsprangen fünf Kinder, meine drei Halbbrüder und zwei weitere Halbschwestern. Trotz dieses anfänglichen Wirrwarrs und Streits unserer verschiedenen Familien habe ich heute zur ganzen Verwandtschaft eine intakte Beziehung; mit allen kann ich gut sprechen – und ich tue es auch.

Ich wuchs also bei der dritten Frau meines Vaters auf. Ein Dutzend Jahre lebten wir in den engen Verhältnissen der UNO-Einzimmerwohnung. Zu meiner Stiefmutter hatte ich keine Beziehung. Sie

wollte sich nicht auf mich einlassen. Ich konnte ihre ablehnende Haltung mir gegenüber nicht einordnen. Eines Tages tauchte der Bruder meines Vaters auf und sagte, meine leibliche Mutter möchte ihren Sohn noch einmal sehen. Sofort gab es Streit. Mein Vater war strikt gegen einen solchen Kontakt, weil er sich im Streit von meiner Mutter getrennt hatte. Schließlich gab er aber nach, und mit meinem Onkel fuhr ich in das Dorf zwischen Bethlehem und Hebron, wo meine Mutter lebte.

Als ich ihr Haus betrat, hörte ich jemand fragen: «Ist das Ibrahim?» Meine Mutter kam auf mich zu, küsste mich und weinte. Ich schämte mich, denn ich kannte sie nicht. Ich war nun elf Jahre alt und hatte sie, seitdem ich zu den Großeltern gekommen war, nicht mehr gesehen. Trotz der anfänglichen Hemmungen blieb ich zwei bis drei Tage bei ihr und ihrer Familie. Sie fing an, mir die ganze Geschichte zu erzählen. Die Scheidung, ihre Wiederverheiratung, wie sie dann Kinder bekam und zu guter Letzt wieder verlassen wurde. Langsam begann ich zu verstehen, dass diese Frau meine wahre Mutter war und dass meine Eltern sich hatten scheiden lassen, bevor ich überhaupt geboren war. Ich begriff jetzt auch, weshalb meine Stiefmutter mich missachtete und mich auch nicht schützte, wenn mein Vater mich schlug: Ich war für sie ein Fremder. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Einer meiner Halbbrüder von Mutters Seite hieß Chaled. Er wollte mir stets ein bisschen nacheifern. Der Vater sagte zu mir: «Geh die und die Lebensmittel einkaufen.» Ich ging auf die Straße hinaus und in Richtung des Geschäfts. Der kleine Chaled lief mir unerlaubterweise nach. Er bemerkte das Auto nicht, das um die Ecke kam. Einen Moment später lebte er nicht mehr. Von da an sagte die Stiefmutter jeden Tag: «Gott, nimm Ibrahim, wie du mir meinen Sohn genommen hast.» Das war wie ein Fluch, und ich konnte ihn kaum mehr ertragen; deshalb lief ich oft für mehrere Tage von zuhause weg.

Ich hasse die Juden

Ablehnung und Hass lernte ich von Anfang an kennen. Und ich wurde auch gelehrt, zu hassen. Ich lernte Menschen zu hassen, bevor ich auch nur einen einzigen von ihnen gesehen hatte: die Juden. Ich erinnere mich, wie mein Vater sagte: «Wenn du zu spät nach Hause kommst, kommt ein Jude vom Berg herab, der dich auffrisst.» Ich stellte mir diesen unbekanntem Juden wie ein Tier vor, ein Tier mit einem Schwanz, das Menschen frisst. So entwickelte ich in meiner frühen Schulzeit einen Hass gegen die Juden. In diese Zeit fiel auch der Sechstagekrieg von 1967. Die Juden eroberten Hebron, die Westbank und Jerusalem. Noch einmal mussten wir fliehen, diesmal in ein anderes Land, nämlich nach Jordanien. Die Bevölkerung war aber um einiges erfahrener geworden: Nur noch diejenigen flüchteten, die vor den Juden Angst hatten. Andere hatten längst begriffen, dass man mit den Juden auch zusammenleben kann. Mein Vater war einer von jenen, die sich vor ihnen fürchteten, und so kam ich nach Jordanien. Wieder lebten wir in Zelten, diesmal in einem Gebiet außerhalb von Amman, wo es nur Sand gab. Es war trostlos. Doch mein Vater hatte Glück: Weil er schon vorher für die UNO gearbeitet hatte, bestellte sie ihn nach einiger Zeit zurück nach Bethlehem. Es klappte, und so lebten wir wieder im alten Haus, wie vor der Flucht. Nach diesen Erlebnissen beherrschte mich nur noch ein Gedanke: «Eines Tages werden wir Araber die Juden kaputtmachen. Wir werden alle in unsere alten Gebiete zurückkehren.» Ich erinnere mich an eine Begebenheit aus der Zeit in Jordanien. Wir saßen am Jordanofer, als ich drüben plötzlich eine Gruppe israelischer Soldaten sah. Zum ersten Mal. Mit einem Schlag wurde mir klar: Juden sind normale Menschen. Sie haben eine gute Ausbildung. Ich erkannte an ihrem Benehmen und ihrer Kleidung, dass sie mehr Ausbildung hatten als wir. Dass jemand gut lebt, kann man an seinem Gesicht erkennen. Juden sind wirkliche Menschen! Sie sind ausgebildet! Ganz im Gegensatz zu mir, der ich keine Ausbildung bekommen habe. Mein Hass auf die Juden wurde dadurch nicht abgeschwächt; er hatte nur einen neuen, einen zusätzlichen Grund: Ich hasste sie

nun, weil sie uns die Heimat weggenommen hatten, und weil sie das hatten, was uns fehlte: eine Ausbildung und ein besseres Leben.

Üble Erinnerungen an die Schulzeit

Als ich dreizehn war, begann die erste Intifada gegen die Juden. Auch ich habe damals Steine geschmissen. Im Grunde wusste ich nichts darüber, sondern machte einfach mit wie alle andern. Ich ging zwar seit vier Jahren zur Schule, konnte aber meinen Namen nicht schreiben. Ich selbst war ein Problemhaufen, und auch andern habe ich nur Probleme gemacht. Die Schule freute sich, dass ich sie nach den vier obligatorischen Jahren verließ. Ich machte Schwierigkeiten, denn ich war nie ein interessierter Schüler gewesen, und den Eltern war dies auch egal. Ich ging überhaupt nicht gerne zur Schule und zog es öfter vor, zum Suk zu laufen, dem arabischen Markt in Jerusalem. Hier bot sich mir eine besondere Gelegenheit: Ich konnte Menschen, die viel eingekauft hatten, die Waren nach Hause tragen. Mein Vater unterstützte mich dabei; er gab mir einen Korb und befestigte ihn mit einer Schnur auf meinem Rücken. So ausgerüstet, ging ich zum Suk wartete als Träger, um etwas Kleingeld zu verdienen. Auf diesem Markt fühlte ich mich immer mehr zuhause.

Eines Tages, als ich nur wenig Arbeit gefunden hatte und entsprechend wenig Geld nach Hause brachte, schlug mich mein Vater. Er schnitt sich dafür einen Stock vom Baum. Überhaupt wurde ich oft geschlagen, wusste aber meist nicht weshalb. Denn ich war noch ein Kind ohne viele Gedanken. Zu allem hinzu kam, dass die Stiefmutter mir zum hundertsten Mal den Tod wünschte. Auch hier verstand ich nicht weshalb. Heute vergebe ich ihr, weil ich gläubig bin. Die Schwierigkeiten zuhause hatten also massiv zugenommen. Das war genau die Situation, in der ich begann, Zigaretten zu rauchen. Und ich begriff auch: Wenn ich wenig Geld verdient habe, ist es für mich besser, für einen oder zwei Tage gar nicht erst heimzukehren; es erwarten mich doch nur Schläge. So war ich gezwungen, vermehrt draußen zu schlafen, zum Beispiel auf einem Dach.

Ich laufe von zuhause weg

Ich wollte von meinem sauer verdienten Geld auch etwas haben. Es gab ja viele schöne Sachen auf dem Suk; davon wollte ich mir mit dem kleinen Lohn etwas kaufen. So begann ich, meinen Vater anzulügen. Ich sagte zu ihm: «Ich arbeite jetzt in einem Geschäft und bekomme erst am Ende des Monats Geld.» In Wirklichkeit war ich im Suk und behielt alles Geld für mich. Am Monatsende wartete der Vater noch zwei oder drei Tage, dann ging ihm die Geduld aus. Er wollte gleich selbst in diesem Geschäft nach dem Lohn seines Sohnes nachfragen. Ich musste natürlich mitkommen. Ich hatte mir ein Geschäft in Bethlehem ausgesucht, das immer geschlossen war, und brachte meinen Vater dahin. Vor der verschlossenen Tür sagte ich ihm beschwichtigend, vielleicht sei der Mann krank. Aber mein Vater begann mir zu misstrauen und fragte einen Nachbarn. Der meinte, das Geschäft sei schon lange geschlossen. Das war nun gar nicht vorteilhaft für mich: Während des ganzen Heimwegs wurde ich geschlagen.

Jetzt hatte ich genug! Ich traf bei mir selbst eine einfache und folgenreiche Entscheidung: «Ich gehe von zuhause weg!» Dabei war ich noch ein unerfahrener Junge, ein Kind, und wusste nicht, was ich draußen in der Welt tun sollte. Die erste Nacht schlief ich auf dem Flachdach des Hauses, es war eine kalte Nacht. Am Morgen machte ich mich auf den Weg. Es gab in der Nähe eine christliche Familie. Vor ihrem Haus stand ein Jeep. Ich brach die Türe auf, schlüpfte unbemerkt hinein und blieb dort bis am nächsten Morgen. Ich bemerkte allerlei Werkzeug für sanitäre Installationen und stahl, soviel ich konnte. Anschließend musste ich nur noch warten, bis die Geschäfte öffneten; ich beabsichtigte, das ganze Diebesgut zu verkaufen. Gleich zur Ladenöffnungszeit fragte ich den Besitzer einer Eisenwarenhandlung: «Wollen Sie mir diese Sachen abkaufen?» – «Ja komm doch rein.» Er zeigte sich überrascht über mein Sortiment. «Kann ich dir einen Kaffee machen? Es ist noch früh ...» Er ging aber nicht zur Kaffeemaschine, sondern zum Telefon, und rief bei der Polizei

an. Und bald schon stand ein Polizist vor mir: «Nicht genug, dass du gestohlen hast. Der Käufer sagte, das seien sogar seine Werkzeuge!» Das war natürlich großes Pech für mich. Der Polizist brachte mich ins Gefängnis, und von da aus wurde ich vor Gericht geführt. Mein Vater musste auch erscheinen. Der Richter sagte zum Vater: «Es tut mir leid wegen Ihres Sohns. Ich will ihm nicht Schwierigkeiten machen. Sie müssen unterschreiben, dass er keine solchen Sachen mehr anstellt. Sonst gibt es große Probleme.» Mein Vater meinte unwirsch: «Tut, was ihr wollt, ich will nichts mit ihm zu tun haben.»

Flucht aus dem Jugendgefängnis

Die Folgen meines Abenteuers waren schlimm: man steckte mich in eine Sonderschule für Unmündige; es war eine geschlossene Anstalt. Nur wenige Monate hielt ich es dort aus. Unter den Schulkameraden gab es drei ähnlich unglückliche Burschen, mit vergleichbarem Hintergrund. Wir steckten öfter die Köpfe zusammen. Sie erzählten von ihren Fluchtplänen nach Jordanien. Das war nicht ganz unrealistisch, denn sie wussten, wo und wie man über die Brücke gehen kann. Sie kamen aus Dschenin. Einer von ihnen kannte sogar einen Ortskundigen, bei dem wir die Nacht würden verbringen können. Am nächsten Morgen ging es früh los: Ein halbtägiger Marsch brachte uns an die Grenze zu Jordanien. Wir konnten schon den Grenzzaun sehen, den wir schon bald hinter uns bringen würden. Gebannt betrachteten wir diesen ersten Zaun und dahinter die kontrollierte Militärzone. Für meine vierzehneinhalb Jahre war es schon ein unheimliches Abenteuer, das gleich beginnen sollte.

Die Landarbeiter dachten, wir seien Terroristen, flohen und brachten sich in Sicherheit. Wir stiegen zum Jordan hinab. Plötzlich gab es eine Explosion; es muss eine Mine gewesen sein. Jedenfalls war einer meiner Fluchtgefährten am Bein verletzt. Der Fuß schwoll rasch an, und die andern beiden sagten: «Komm, wir lassen ihn hier, wir gehen.» Ich entgegnete: «Nein, ich lasse ihn nicht im Stich, ich bleibe bei ihm, aber helft mir, ihn über diesen Zaun zu bringen.» Das

taten sie denn auch. Alle kamen wir zu einem Ort, wo es große Gurkenfelder gab. Der Verletzte saß und wartete im Dunkeln, denn die Nacht war hereingebrochen. Derweil fand ich einen Esel und setzte ihn mit Mühe auf dessen Rücken. Ich hielt ihn fest, damit er nicht herunterfiel, denn er war schon ziemlich schwach. Ich dachte mir, es sei das Beste, ihn in ein Spital zu bringen, und ich fand bald eine asphaltierte Straße. Ich half ihm vom Esel herunter und stellte ihn mitten auf die Fahrbahn. Einige Autos tauchten aus der Dunkelheit auf. Es stellte sich heraus, dass es Armeefahrzeuge waren. Ich sagte zu meinem Freund: «Komm, ich verstecke dich vor der Armee.» Er aber meinte: «Nein, lieber sterbe ich hier, sie sollen mich dann finden, es ist mir egal.» Ich stellte ihn mitten auf die Straße. Wieder fuhr ein Auto heran; wir machten Signale. Etwa fünfzig Meter vor uns hielt der Wagen an. Soldaten mit Gewehren stiegen aus und kamen auf uns zu. Ich verstand natürlich kein Hebräisch. Sie sahen sofort das verletzte Bein und brachten uns an einen Ort, den wir zuerst für ein Dorf hielten. Doch dies war kein Dorf, sondern eine Armeebasis in der Grenzzone.

Jetzt gab es natürlich ein Verhör. Sie stellten Fragen wie: «Seid ihr Terroristen?» – «Nein, das sind wir nicht, wir wollen Arbeit in Jordanien finden, in einem Hotel.» Bis tief in die Nacht verhörten sie uns. Ich sagte nur immer wieder: «Wir wollen nur nach Jordanien!» Schließlich brachten sie den Freund ins Spital. Ich kam in den «Genuss» eines Helikopterfluges. Zu dritt saßen wir hinten im Heli. Nie in meinem Leben habe ich mehr Angst gehabt als auf diesem Flug. Dauernd dachte ich, gleich stürzen wir ab. Sie gaben uns zu verstehen, dass wir in Richtung Grenze gingen. «Ihr werdet uns nun zeigen, wo ihr hinüber wolltet.» Wir konnten ihnen die Stelle tatsächlich zeigen. Sie verglichen die Schuhabdrücke mit unseren Sohlen. So hatten sie den Beweis, dass wir nur Kinder waren. Vom Grenzzaun brachten sie uns zur Polizei in Dschenin. Ich kam in ein normales Gefängnis. Sie wollten meinen Vater kommen lassen, er sollte vor Gericht aussagen. Der Vater hatte in den Nachrichten von

einer tatsächlichen Schießerei gehört. Es handelte sich um einen Angriff auf Juden in dieser Region. Er meinte verständlicherweise, ich wäre dort beteiligt gewesen und würde deswegen jetzt auch im Gefängnis festgehalten. Diesmal passte ihm die Vorstellung von einem Sohn, der sich querstellt. So konnte er vom Ruf profitieren, Vater eines Judenhassers zu sein. Um eine lange Sache kurz zu machen: Ich kam schließlich gegen Kautionsfreibrief frei. Nach einem kurzen Tag zuhause machte ich mich wieder aus dem Staub. Wohin? Klar doch, nach Jerusalem, wo es einfacher war, im Gewühl unterzutauchen.

Ich werde Straßenjunge in Jerusalem

Im Kindergefängnis hatte ich vierzehnjährige Freunde gefunden. Hinter Schloss und Riegel hatten wir uns kennengelernt – kaum freigelassen, verschworen wir uns zu einer Bande. Allerdings wussten wir noch nicht, mit welcher «Arbeit» wir uns über Wasser halten würden. Die Leitfrage war indessen einfach: Wie können wir am erfolgreichsten stehlen und betrügen? Wir beschlossen, nachts stehlen zu gehen. Wir schliefen in Treppenhäusern, Parks und unter den Torbögen beim Damaskus-Tor. In dieser Zeit gerieten wir in viele schlimme Dinge. Wir wurden beim Dealen erwischt. Wir erhielten Drogen, um sie an Süchtige zu verkaufen. In den Parks kamen Schwule, um uns als Minderjährige auszunützen. Wir erhielten Geld für Sex. In diesem Alter war es uns egal, für Geld machten wir alles und ließen alles mit uns machen. Ich war mit Verbrechern zusammen, und als Polizei kam, wurde ich für sie ein Spitzel. Wenn ein Polizist heute auf die damaligen Zeiten und Begegnungen zu sprechen kommt, sagt er: «Du bist unser Sohn, unser Kind.» So steckte ich in allem Möglichen, es war eine Mischung von Machenschaften und Bündnissen, die teilweise sehr widersprüchlich waren. Dabei konnte ich mich selbst zumindest aus Drogen und Alkohol heraushalten. Diese Dinge rührte ich nicht an; ich rauchte bloß Zigaretten.

Ein Jahr verging auf diese Weise, dann begann ich seriös auf dem Markt zu arbeiten. Nach der Arbeit ging ich in einen großen Stadt-